Zeitschrift: Innerrhoder Geschichtsfreund
Herausgeber: Historischer Verein Appenzell
Band: 28 (1984)

Artikel: Vom Rauchen in Appenzell und den dazu notwendigen Gerätschaften
Autor: Rusch-Hälg, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405242

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Rauchen in Appenzell und den dazu notwendigen Gerätschaften

Carl Rusch-Hälg, St. Gallen

Die Feuerzeugung und die Feuererhaltung

Der Mensch der Neuzeit gibt sich kaum Rechenschaft, wie unendlich mühsam es war, noch vor erst 200 bis 300 Jahren Feuer zu entfachen. Die Entzündung neuen Feuers war nicht nur äusserst zeitraubend und kompliziert. Sie bedurfte auch ganz bestimmter Gerätschaften, die hier bildlich vorgestellt werden sollen. Einige der gezeigten Stücke stammen aus dem Appenzellerland. Sie sind für unsere Gegend fast ebenso typisch, wie der Trachtenschmuck oder die Volksmusik.

Das Feuer ist die erste und älteste Kulturerrungenschaft des Menschen und über die ganze Welt verbreitet. Über seine Entdeckung berichten zahlreiche Sagen, in denen fast immer das Motiv des Raubens wiederkehrt. So hören wir von Prometheus, der den Gott Zeus überlistete und den Menschen das Feuer auf die Erde brachte. Zur Strafe fesselte Zeus den Dieb an einen Felsen. Ein Adler frass ihm täglich die stets nachwachsende Leber weg.

Da die Entfachung neuen Feuers eine äusserst mühsame Sache war, trachtete man peinlich darauf, einmal vorhandenes Feuer nicht ausgehen zu lassen. Schon früh hören wir von Feuerschauern, die mit dieser Aufgabe betraut waren. Sie hatten bei Abwesenheit der Hausbewohner aber auch darauf zu achten, dass das Feuer nicht überhandnahm. Erlöschte es trotz aller Vorsicht aber doch einmal, so holte man es bei einem Nachbar, oder musste – wenn das nicht möglich war – eben neues Feuer schlagen. Das uralte Feuerreiben oder Feuerdrehen war auch hierzulande noch bis ins späte Mittelalter hinein im Gebrauch. Dabei wurde der Funke mittels eines Eisens – dem Feuerstahl – aus dem Feuerstein geschlagen. Dieser Reibungsfunken entflammte den salpetergetränkten Zündschwamm oder Zunder, in Appenzell «Zundel» genannt. Durch sachtes Blasen wurde der Feuerentfachung noch nachgeholfen (Abb. 1). Immer wieder bin ich, auch im Appenzellerland, diesen Feuerschlägern – dem Feuerstahl – begegnet, denen der Kunsthandwerker – meist ein Schmied – oft ein elegantes Aussehen verliehen hat. Gelegentlich sind die Seitenteile mit Gravuren versehen. Daumen- und Zeigefingerringe laufen bei den Appenzellerstücken spiralförmig nach unten aus (Abb. 2).

Für gewöhnlich wurde aber das Feuer dem stets brennenden Herd entnommen. Dieses Herdfeuer hatte eine Mehrheitsfunktion: es war

Abbildung 1
Die Feuererzeugung bis ins späte Mittelalter
Mit dem aus Eisen bestehenden Feuerstahl wurde gegen den Feuerstein geschlagen, ein Kieselgestein aus feinst kristallinem Quarz und Opal. Herkunftsländer waren vorab Südengland und Dänemark. Der sich bildende Funke übertrug sich auf den Feuerschwamm, den Zunder oder Zundel, der als fester Pilz meist an Buchen vorkommt. Zur besseren Brennbarkeit wurde der Zunder mit Salpeter, später mit Spiritus getränkt.

Koch-, Heiz-, Licht- und Feuererhaltungsquelle zugleich. Mit zunehmender Besiedlung des Landes und Verknappung des Holzes wurde ein stets brennendes Herdfeuer als Luxus, als Brennstoffverschwendung angesehen. Man wandte sich daher vermehrt dem schon dem Steinzeitmenschen bekannten Kienspan zu. Dieser oder die alte Pech- und Harzfakel wurden auf einen einfachen Wandarm mit Klemmvorrichtung gesteckt. All' diese primitiven Beleuchtungs- und Feuererhaltungsarten waren für die Hausbewohner lästig und widerwärtig. Sie verursachten Qualm und Rauch und waren auch vom Standpunkt der Brandgefahr aus gesehen nicht ganz unbedenklich.
Im späten Mittelalter – also etwa ab dem 16. Jahrhundert – sind entscheidende Fortschritte rund um das Feuer wahrzunehmen. Die alten Beleuchtungs- und Feuererhaltungsarten blieben zwar bestehen, je-

doch die Geräteformen und vorab das Brennmaterial verbesserten sich. In den Städten, wo es wenig Holz gab, wurden in den Bürgerhäusern das Herdfeuer, der Kienspan, die Fakel und das Lichtfass durch die Kerze ersetzt. Daneben verstand man es aus einheimischen Gewächsen, wie Raps und Rebsamen, Brennöl (Rüben- oder Baumöl) herzustellen. Parallel dazu erfolgte der Import ausländischen Öls, das aber noch lange sehr teuer und nur für «Gutbetuchte» erschwinglich war. Dadurch wurde der Brand sparsamer, die Handhabung einfacher und der Gestank früherer Feuerarten fiel weg. Für die Erhaltung des Feuers langte schliesslich ein schwach glimmendes Öl- oder Wachsdöchtlein. Kam es auf die Beleuchtung an, so vermehrte man eben die Anzahl der Lichtquellen.
Aus dieser Zeit rühren her: die vielgestaltigen Beleuchtungsgeräte aus Eisen, Messing, Bronze, Zinn, Silber und Ton. Sie wurden mit Öl, Talg, Wachs und Stearin bewirtschaftet, später auch mit Petrol. Meist standen sie auf einem Tischchen oder hingen an der Decke oder an der Wand. Das Metallgiessergewerbe war damals schon in hoher Blüte. In den Museen können wir die phantasievollen Produkte dieser liebenswerten Kleinkunst bewundern, die das Zündholz und die elektrische Energie vor rund 150 Jahren aus unseren Haushalten vertrieben haben.
Das Zündholz ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Die Erfindung scheint auf den Engländer Cooper (1825) zurückzugehen. Die Zündmasse der ersten Hölzer – es waren durchwegs Schwefelhölzer – enthielt gelben Phosphor und Kaliumchlorat; das Holz war teilweise mit Schwefel überzogen. Diese Art Zündhölzer war noch weit in unser Jahrhundert hinein, speziell bei der Appenzeller Bauernsame sehr beliebt und verbreitet. Böse Zungen betitelten sie geradezu als «Appenzellerelektrisch».

Das Rauchen in der Schweiz und in Appenzell

Ob die ersten Ansiedler im Appenzellerland, die Höhlenbewohner der Steinzeit schon rauchten, ist nicht feststellbar. Mindestens waren sie in ihren verqualmten und verrauchten Behausungen Passivraucher. Ebenso wenig sind uns die Rauchersitten unserer Ahnen im frühen und spätern Mittelalter bekannt. Bodenfunde und Archivalia sind nicht vorhanden. Es ist durchaus nicht auszuschliessen, dass aromatische Kräuter, wie Thymian und Hanf, sei es als Heil-, sei es als Genussmittel, «gequalmt» wurden. Die eigentliche Rauchergeschichte beginnt in Europa und damit auch in der Schweiz erst mit der Entdekkung Amerikas. Dort war der Gebrauch der Tabakpflanze als Rauchmittel längst bekannt. Schon 1492 berichten die Begleiter von Christoph Columbus, dass die Eingeborenen sowohl Pfeifen wie eine Art Zigarren geraucht hätten. Das Rauchen war bei ihnen aber nicht nur

ein Mittel sich Genuss zu verschaffen, es hatte auch eine eminent wichtige medizinische und religiöse Komponente. Die indianischen Raucher glaubten fest daran, dass der Rauch körperliche Beschwerden zu beseitigen, ja Schlag- und Stichwunden zu heilen vermöge. Man rauchte aus einer besondern Art Tonpfeifen. Daneben gab es hohle, mit Tabak gefüllte Rauchstäbe und dann vorab zylinderförmig gerollte Tabakblätter, die vom spanischen «Cigarro» den Namen Zigarren erhielten. Mit der Tabakpflanze brachten die spanischen und portugiesischen Eroberer das Rauchen aus der neuen Welt nach Europa. Da verbreitete es sich als beliebtes Genuss- und Heilmittel rasch in alle Länder. In der Schweiz ist der Tabak – erstmals als Zierpflanze – um 1560 bekannt geworden. Eine Anpflanzung ist in Bern 1565 nachgewiesen. 1581 erschien aus der Feder des Zürcher Arztes Dr. Anton Schneeberger das Büchlein «Edelstein Amthyst», in dem sich der Autor zur neu eingeführten «Rauchermode» wie folgt äussert: «Heutzutage sieht man beinahe alle Seeleute, die aus Indien und Portugal zurückkehren, kleine Trichter aus Palmblättern oder Stroh verfertigt, im Munde führen, an deren äussersten Seite zusammengerollte, zerschnittene und getrocknete Tabakblätter hineingerollt sind. Diese zünden sie mit Feuer an und saugen mit offenstehendem Mund durch Einatmen, so viel sie können den Rauch ein, dabei behaupten sie, dass dies Hunger und Durst beschwichtige, die Kräfte wieder herstelle und den Geist erheitere. Sie versichern des öftern, dass es das Gehirn mit angenehmer Trunkenheit zur Ruhe bringe. Nicht etwa schnell macht dieser Rauch trunken, nicht verwirrt er durch Schlaffheit, sondern erfüllt durch gewisse äusserst wohlriechende Dämpfe die Gehirngänge.» Schneeberger gibt uns mit diesem Bericht wohl als erster Eidgenosse den damaligen Standpunkt zum «Tabaktrinken» bekannt.

Bereits im 17. Jahrhundert wurde der Tabak im Gebiet der 13 alten Orte als Zier-, Heil- und Gebrauchspflanze allenthalben angebaut, getrocknet und teils im Inland, teils nach auswärts abgesetzt. Der Schweizer scheint an dieser neuartigen Mode, dem Tabaktrinken, rasch Gefallen gefunden zu haben. Während heute der Tabak meist geraucht (getrunken) wird, waren früher das Schnupfen (als Pulver) oder das Kauen fast ebenso üblich. Das «Trinken» erfolgte durchwegs aus kleinen Tonpfeifen. Die heutigen Zigarren oder Stumpen sind erst viel später aufgekommen.

Nachdem es in allen Nachbarländern Eingang gefunden hatte, gewann das neue Genussmittel auch in der Eidgenossenschaft rasch an Boden, von den einen als Lust- und Heilmittel hochgepriesen, von den andern als sittenverderbendes Laster in alle Tiefen verdammt. Was in die Augen springt ist die Tatsache, dass die Frauen den Männern punkto «Rauchverzehr» keineswegs nachstanden. Besonders bei der besseren Gesellschaft galt eine qualmende Dame als fortschrittlich, als weltge-

wandt, so dass einem unwillkürlich die altrömische Spruchweisheit einfällt: tempora mutantur et nos mutamur in illis. Für die Behörden, die damals das private Leben in alle Details mit Sitten- und Kleidermandaten regelten, stellte sich rasch die Frage nach der Zweckmässigkeit, Gefährlichkeit und Gottgefälligkeit dieser neuen «Mode». Aus Gründen der angeblichen Gesundheitsschädigung, der Brandgefahr und der Geldverschwendung wurde das Tabakrauchen gleich mit Verboten belegt. Diese Verbote sind es, die uns umfassenden Aufschluss erteilen über die Verbreitung des neuen Genussmittels in der Schweiz im 17. Jahrhundert. Zuerst waren es einzelne Orte, die Verbotsmassnahmen ergriffen. Das sonst eher bedächtige Appenzell finden wir diesmal in vorderster Linie, nämlich bereits im Jahre 1652. Bern erliess 1661 ein Mandat, in dem das «Fümieren und Tabakräuken» grundsätzlich verboten wird. Als Begründung führt das erwähnte Berner Mandat an: «Der Gebrauch des Tabacs ist seit wenigen Jahren so gemein geworden, dass des Reukens an allen Orten, ja sogar auch durch Weibspersonen getriben wird.» 1673 beklagt der Pfarrer von Belp, dass das «allgemeine TabakReuten auch under die Weiber und Töchter eingerissen». Es folgte Mandat über Mandat wegen des «Räukens, Keüwens, Schnupfens und andern Weg», was den Schluss zulässt, dass dem «Laster» nur sehr schwer beizukommen war.
Schliesslich nahm sich auch die Tagsatzung der Sache an, wobei man dort allerdings der Meinung war, dass sich die Rauchgewohnheiten schon dermassen im Volk eingebürgert hätten, dass Verbote kaum sehr erfolgreich sein möchten. Erstmals 1670 wurde ein allgemeines Rauchverbot erlassen. Gleich meldete sich das mächtige Basel, wo bereits Tabakfabriken vorhanden waren, die um ihre Existenz bangten. Dem Einwand der Brandgefahr begegnete man mit dem Argument, dass Schnupfen und Kauen noch nie eine Feuersbrunst ausgelöst hätten. Die Tagsatzung war unschlüssig und entschied schliesslich in dem Sinne, dass man die Frage den einzelnen Kantonen und ihrer Gesetzgebung überlasse. Das wirkte in den einzelnen Orten eher verbotsdämpfend, umso mehr als man überall einsah, dass sich die Verbote doch nicht durchsetzen liessen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab es praktisch keine Orte mehr, wo der «Trinktabak» grundsätzlich verboten war. Es war nur noch untersagt bei Kirchen, in engen Gassen und an andern feuergefährlichen Lokalitäten zu rauchen; der häusliche Genuss hingegen war jedem freigestellt. Bald dürften auch die ersten Verkaufslokale aufgekommen sein, die jedoch während des Gottesdienstes zu schliessen hatten. Dass dem Rauchen nicht nur eine reine Genusskomponente zukam, beweist ein ärztliches Attest aus dem Jahre 1673. Hier verschrieb ein St.Galler Arzt seinem Patienten eine «Trinkkur», mit der Hoffnung auf wohltuende Wirkung dieses umstrittenen Allerweltmittels.

Das Dahinfallen der Rauchverbote und der offenbar zügige Konsum hatten bald zur Folge, dass allenthalben Tabak angepflanzt wurde. Ja, die Behörden förderten diese neue Erwerbsmöglichkeit geradezu, indem sie Tabakimporte durch Einfuhrzölle erschwerten. Bald gab es keinen Kanton mehr, der nicht Tabakanbau betrieb. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts füllen ständige Streitigkeiten der einzelnen Kantone die Tagsatzungsabschiede wegen gegenseitig konfiszierter Tabaksendungen, Steigerung der Zölle und des Weggeldes. Der Tabakhandel

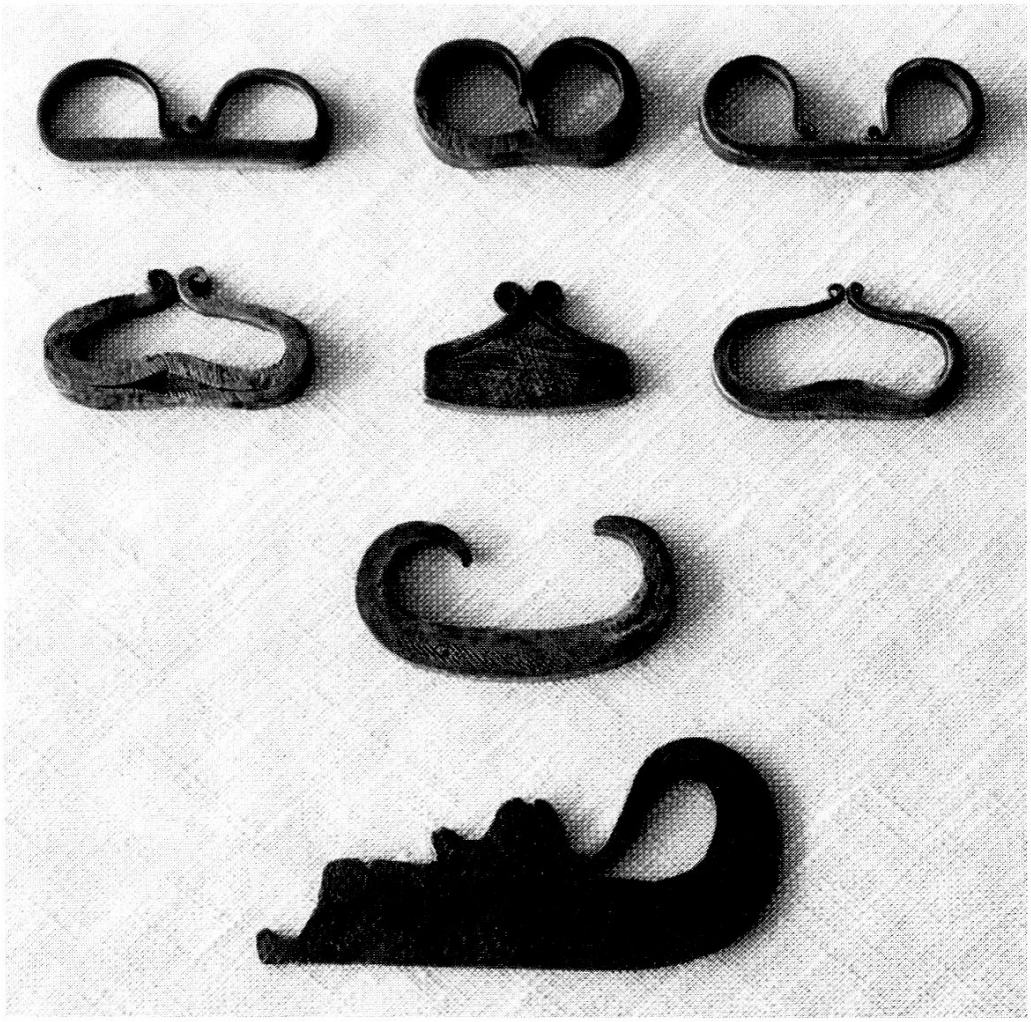

Abbildung 2
Feuerschläger – der «Feuerstahl» – des späten Mittelalters

erste Reihe (v.o.) Appenzell: Handgriffringe sind nach unten gebogen, keine Verzierungen

zweite Reihe (v.o.) Wallis/Westschweiz: Handgriffe sind nach oben gebogen, geraute Seitenteile für Zündholzbenutzung

dritte Reihe (v.o.) Frankreich (Burgund)

vierte Reihe (v.o.) Asien: einseitiger Griff

Abbildung 3
Appenzellische Rauchergerätschaften
Das Bild zeigt die verschiedenen appenzellischen Pfeifen, so da sind Lindauerli, Wienerpfeife, Ulmerpfeife und Stummelpfeife, sodann das Äschemattle, den Pfeifenstier und den Tabakbeutel

war zu einem einträglichen Geschäft geworden. Aber noch bedurfte es fast eines Jahrhunderts, bis der Tabak, zur Zeit der französischen Revolution, siegreich über alle seine Widersacher triumphieren konnte. Heute ist er aus einer modernen Gesellschaft nicht mehr wegzudenken.
Wenden wir uns noch der «Rauchergeschichte» unserer engeren Heimat Appenzell zu. Die Quellen fliessen spärlich. Wenn die Überlieferung richtig ist, begann man in Appenzell erstmals im Jahre 1653 mit dem Rauchen von «Tobak», was nur mittels einer Pfeife möglich war. Zigarren und Zigaretten gab es damals in Innerrhoden sicher noch nicht. Was überrascht, ist die nicht nur schriftlich, sondern auch bild-

lich überlieferte Tatsache, dass auch Frauen krumme Pfeifchen im Munde führten, es den Männern also punkto «Tabaktrinken» durchaus gleich taten. 1654 – also nur ein Jahr nach der angeblichen Einführung des Rauchens – wurde eine Ehefrau, die zusammen mit ihrem Manne wegen Zank und Hader, Fluchen und Schwören einen Tag im Gefängnis verbracht hatte, gemahnt, künftig mehr zur Kirche zu gehen, fleissig zu arbeiten und nicht mehr Tabak zu trinken d.h. zu rauchen. Ein eigentliches Rauchverbot scheint man ihr aber nicht erteilt zu haben, was etwas überrascht. Wurde doch bereits 1652 erstmals im Feuerschaukreis Appenzell und 1661 im ganzen Land bei 10 Pfund Pfennig Busse das Rauchen grundsätzlich untersagt. Das Verbot hielt sich allerdings nicht lange. Offenbar war die Opposition gross und das Verbot schwer durchführbar. Als die Tagsatzung anfangs der 1670er Jahre die Entscheidungskompetenz über das Rauchen den Kantonen zuschob, verstand Appenzell rasch die Zeichen der Zeit und hob das Verbot 1676 wieder auf. Was blieb, war die Pflicht, feuergefährliche Orte zu meiden. Tatsächlich ist denn auch kein Fall bekannt, wo wegen Rauchens ein Feuerschaden aufgetreten wäre. Obwohl wirtschaftlich nicht auf Rosen gebettet, scheint die Raucherei in Innerrhoden schon früh breiteste Volksschichten erfasst zu haben. Ob dabei immer der teuerste Tabak geraucht wurde, soll hier nicht untersucht werden. Als Rauchmittel diente während der ganzen Zeit ausschliesslich die Pfeife. Zigarren und Zigaretten sind nicht vor 1850 heimisch geworden. Auf den zahlreichen Abbildungen des späten 18. und 19. Jahrhunderts begegnen uns «bäckelnde» Frauen- und Mannspersonen denn auch ausschliesslich mit der Pfeife «ausgerüstet». Diese hat in Appenzell eine eigene, sehr interessante Geschichte hinter sich.

Die verschiedenartigen Appenzeller Pfeifen

Ebel ist auf seiner Appenzellerreise zu Ende des 18. Jahrhunderts immer wieder «bäckelnden» Sennen begegnet. Mit dem Schottensepp hat er uns auch die damals meist verwendete Pfeife bildlich übermittelt. Sie ähnelt sehr stark unserem heutigen Lindauerli. Schon damals wurde es, wie heute die Alltagspfeife des Bauern, mit dem Kopf nach unten geraucht. Auch die Sennen bei Ludwig Vogel und andern Kleinmeistern sind zu Anfang des 19. Jahrhunderts durchwegs mit solchen *Lindauerli* (Abb. 3) ausgerüstet. Dieser Pfeifentyp konnte sich bis heute behaupten. Er ist also mindestens 200 Jahre alt und hat in der mit reichen Silberzutaten geschmückten heutigen geraden Sennenpfeife seine letzte und schönste Ausgestaltung erfahren. Es gibt in der ganzen Schweiz kein eleganteres und formvollendeteres Rauchergerät. Zudem passt es auch bestens in den Mund des eher kleinen und bartlosen Appenzellers. Margrit Ott beschreibt den ornamentalen

Schmuck dieser Pfeife in trefflicher Weise wie folgt: «Der Kopf ist aus Buchsholz. Unterhalb des Deckels erhält der sogenannte Kranz einen Festonrand, der von Strahlenmotiven und kleinen Kreislein gefüllt ist. Auch Halbrundausschnitte und eine Art von Schlingknoten können sich hier in regelmässiger Anordnung folgen. Eine Rosette steht oft in der Mitte des Deckels. Der eigentliche Pfeifenkopf wird beidseitig von silbernen Kuhreihen, mit Sternmotiven, mit Rocaille, mit einer Art Kreuzform oder sogar mit Senn und Stab verziert. Um den sogenannten ‹Pfennig›, den kleinen talerartigen Fortsatz am unteren Ende des Pfeifenkopfes, ist oft ein festonartiger Kranz angeordnet. An ihm sind auch kleine Silberkettchen befestigt. Der Stiefel der Pfeife endet in rautenförmigem Ornament oder ausgezackten Motiven. Der ganze Schmuck dieser Pfeifen ist zonenweise angeordnet.»
Schon um 1790 begegnet uns auf einer Bildtafel mit dem Titel: «Kartenspielende Sennen» als weiterer Pfeifentyp die *Schwanenhals- oder Wienerpfeife* (Abb. 3). Sie verdankt ihren Namen – je nachdem – ihrem Herkunftsort oder ihrer Form. Noch heute ist sie bei älteren Sennen sehr beliebt und stark verbreitet. Punkto Vorkommen rangiert sie gleich hinter der eben beschriebenen, silberbeschlagenen, geraden Sennenpfeife. Auch bei ihr besteht – vorab bei älteren Stücken – der Kopf durchwegs aus Buchsbaumholz, auf den sich ein einfacher, runder, flacher Deckel aus Silber mit darunter angebrachten Luftschlitzen legt. Ein S-förmiger Verschluss – der Schnepper – fixiert den Deckel am Pfeifenkopf. Ein Paar Silberkettchen mit Eicheli verbinden Kopf und Rohr. Das obere Ende des Rohrs findet seinen Abschluss regelmässig in einer reinsilbernen, schlicht dekorierten Langhülse.
Franz Anton Haim (1830–1890) hat um 1880 «Drei Sennen beim Jassen» festgehalten. Dem Bildchen kommt – vom Künstler gewollt oder nicht – ausgesprochen dokumentarischer Wert zu. Jeder der drei Sennen raucht nämlich eine andere Pfeife, von denen wir die gerade Sennenpfeife (das Lindauerli) und die Schwanenhals- oder Wienerpfeife bereits kennengelernt haben. Der dritte im Bild zu sehende und auch in Appenzell noch ab und zu vorkommende Typ nennt sich *Ulmerpfeife* (Abb. 3). Gelegentlich hört man auch etwa die Namen Burekopf oder Wassersackpfeife. Der schmucklose Kopf besteht meist aus Ulmenholz – daher wohl der Name der Pfeife – und wird mit einem oder zwei Kettchen am Pfeifenstiel gesichert. Der Deckel hat die Form eines Zuckerhutes und ist meist nicht aus Silber. – Im Gegensatz zum Appenzeller Pfeifenmacher hat sich der Toggenburger Kunsthandwerker auch der schmuckvollen Ausgestaltung dieser Pfeifenart angenommen und sie mit edlen Silberzutaten ausgerüstet. Der festonartige Kranz ist reich verziert und der Pfeifenkopf mit Kühli und Sternli beschlagen. Eine Blattrippe läuft der unteren Kante des Kopfes entlang. Auch am Rohr findet sich allerlei Schmuckwerk wie Sternchen und

ringartige Gebilde. Natürlich dürfen das Kettenwerk und die Eicheli nicht fehlen. Der Deckel ist rosettenförmig. Diese «veredelte» Ulmerpfeife (im Toggenburg Kniepfeife genannt) hat sich in Appenzell aber nie richtig eingebürgert und es wäre sicher fehl am Platze, sie in das Sortiment innerrhodischer Kostümpfeifen aufzunehmen.
Mit der heute kaum mehr vorkommenden, etwas klotzigen *Stummelpfeife* (Abb. 3), die Joseph Reinhart im Jahre 1793 dem Sennen Ignaz Kegel aus Schwende AI in den Mund legte, kann die Auslegeordnung appenzellischer Sennenpfeifen als vollständig erachtet werden. J. Neff berichtet uns, dass diese Pfeifenart um 1880 herum noch allgemein im Gebrauch gewesen sei.
Das Rennen zur appenzell-innerrhodischen Kostümpfeife katexochen hat von den vier beschriebenen Typen mit Abstand das «Linauerli» gemacht, wobei aber zwischen diesem und der formgleichen Sennenpfeife streng unterschieden werden muss. Das schwarze Lindauerli ist die Alltagspfeife des Sennen. Sie wird mit dem Kopf nach abwärts geraucht. Die Sennenpfeife anderseits, deren reich verzierter Kopf nach aufwärts gerichtet ist, wird nur zu Festanlässen hervorgeholt, d.h. immer dann, wenn der Senn auch sein Kostüm trägt. Das ist heute nur noch bei Alp- und Talfahrten, bei Sennenbällen und Viehschauen der Fall. Dann aber darf sie nicht fehlen. Schon vor 100 Jahren hat der Hasler Bauernmaler Franz Anton Haim seine Sennen fast ohne Ausnahme mit diesem Pfeifchen ausgerüstet auftreten lassen, wobei er jeweils die honiggelbe Farbe des Buchsbaumholzes, aus dem es normalerweise besteht, noch besonders hervorhob.
Wie schon die Namen Wienerpfeife, Lindauerli und Ulmerpfeife verraten, ist die Urheimat dieser Raucherutensilien nicht in Appenzell, sondern in Süddeutschland oder noch weiter weg zu suchen. Dort wurden sie ursprünglich nicht nur hergestellt, sondern auch auf Märkten feilgeboten. Dort fand sie der appenzellische Handelsmann und brachte sie seinen Landsleuten, die im 18. Jahrhundert noch ganz auf Landwirtschaft ausgerichtet waren, mit nach Hause. Vermutlich gelangten solche Pfeifchen aber auch durch süddeutsche Wanderhausierer ins Appenzellerland. Dieser Güteraustausch spielte noch für eine Unzahl anderer Produkte eine wichtige Rolle. So fand ich beispielsweise im Appenzellerland neben einheimischem und St.Galler Zinn vorab Lindauer Kannen. Sämi Pulfer und Ursula Stranz sind dem Herkunftsweg unserer «Lindauerli» eingehend nachgegangen. Sie kamen zu gleichen Schlüssen, so dass auf ihre Arbeiten verwiesen werden kann. Erst viel später, d.h. so ab etwa 1840/50 haben einheimische und vorab toggenburgische Pfeifenmacher angefangen, diese einstmals importierten Stücke selber herzustellen. Es darf ihnen attestiert werden, dass sie sich dabei keineswegs nur als Kopisten betätigten. Im Gegenteil. Durch entsprechende Weiterentwicklung mit viel Fantasie

und Schönheitssinn schufen sie wahre kleine Kunstwerke, die weitherum ihresgleichen suchen. Das silberbeschlagene Lindauerli, kurz Sennenpfeife oder «Buchspfifli» genannt, darf mit Fug und Recht als elegantestes und zierlichstes Schweizer Bauernpfeifchen angesehen werden. Wie bereits dargelegt, verwendete der Kunsthandwerker für die Sennenpfeife – mit wenig Ausnahmen in Appenzell – das heute äusserst rare, honiggelbe und hitzebeständige Buchsbaumholz. In den Pfeifenkopf ist als Schutz gegen allzu grosse Hitze eine metallene Pfanne eingelassen, die nur ein minimales Quantum an Tabak fasst. Wie alle Volkskunst trägt auch die Sennenpfeife keinerlei Meisterzeichen. Gewisse Hinweise auf den Hersteller vermittelt etwa der Kranz, d.h. der silberne Rand um den Pfeifenkopf. So bevorzugten die Toggenburger Meister Grob und Strässle als Schmuckornament des Kranzes die C-Schnörkel, die oft auch in durchbrochener Form vorkommen. Gar oft sieht man – speziell bei den Pfeifen von Albert Strässle – vor lauter Silberschmuck kaum mehr das Pfeifenholz. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Toggenburger und Appenzeller Sennenpfeife ist aber der Dekor am Pfeifenstiel. Spitz auslaufende, rautenförmige Ornamente, dann aber auch die Vierpassblume am Pfennig oder Kranz sind untrügliche Merkmale für Appenzeller Pfeifen, wobei als Hersteller vorab Burger Robert, Moser Franz Xaver, Huber Karl sen., Moser Karl, Fuster Albert und Huber-Gmünder Karl zu nennen sind. Neben diesen übten sich noch viele andere in dieser edlen Kunst. Oft stellte ein Goldschmied das Silberzeug und ein anderer die Holzbestandteile her. Immer aber ging es um eine aufwendige, viele Tage beanspruchende Handarbeit, die wegen der dünnen Wandung des Pfeifenkopfes, auf die erst noch die Silberteile genietet werden mussten, einer ruhigen Hand bedurfte. Was Wunder, wenn dieses Metier heute praktisch ausgestorben ist. Um so mehr hüten die glücklichen Besitzer solcher Raritäten ihre Schätze, für die bei gelegentlichen Handwechseln oft Fantasiepreise bezahlt werden.
Das Hauptkontingent zum heutigen appenzellischen Sennenpfeifenbestand dürften die beiden Toggenburger Pfeifenmacherfamilien Grob und Strässle geliefert haben, die ihren Beruf gewerbsmässig ausübten. Hart auf dem Fusse folgen ihnen deren Kollegen aus Innerrhoden, ist doch für die letzten 100 Jahre mindestens ein Dutzend «Pfiflimacher» allhier nachzuweisen. Unter diesen war Karl Huber (1874 bis 1954) der produktivste.

Die verschiedenen appenzellischen Rauchergerätschaften

Bis jetzt haben wir kennengelernt den Feuerstahl, den Zunder (Zundel), den Feuerstein und die verschiedenen Pfeifenarten. Als weitere, für Appenzell typische Raucherutensilien sind zu nennen:

Die Zündholzbüchse (d' Hölzliböchs). Wie Abb. 4 zeigt, ist das meist zylinderförmig konzipierte Stück so gestaltet, dass der Deckel abgenommen werden muss. Das wirkt sich beim Schliessen der Büchse als nachteilig und wenig praktisch aus. Bei den in der Schweiz sonst üblichen Gerätschaften dieser Art, findet sich daher meist ein Klappdekkel vor (Abb. 4). Früher wurden solche Büchsen von auswärts bezogen; in neuerer Zeit haben sich ein Robert Müller und ein Emil Holderegger, beide in Appenzell, auf die handwerkliche Herstellung solcher Stücke eingerichtet.

Der Tabakbeutel (Baksäckel oder Bödelisäckel genannt) Abb. 3. Für den Pfeifenraucher ist der Tabakbehälter ein unerlässliches Requisit. So überrascht es denn auch nicht, wenn schon zu Ende des 18. Jahrhunderts zur Ausrüstung der beiden Sennen Ignaz Kegel und Hans Signer aus Schwende AI ein Baksäckel gehörte. Ja, Joseph Reinhart hat dieses Kostümschmuckstück sogar noch besonders betont und hervorgehoben. Mindestens zu einem Drittel seiner Grösse steht oder hängt der schwere, lederne Beutel den beiden Sennen zum rechten Hosensack heraus. Leider lässt sich nicht feststellen, wie der Boden beschaffen war, d.h. ob er damals schon Messingschmuck trug oder nicht. Anzunehmen ist es, wenn man den Bödelisäckel betrachtet, der um 1790 auf dem Tisch eines kartenspielenden Sennen liegt. Ohne Zweifel hat sich im Appenzellerland der Messingdekor an diesen Beuteln – analog zu den Beschlägen auf den Hosenträgern – schon früh eingebürgert. Er ist auf einem Bildnis eines die Pfeife stopfenden Sennen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich zu erkennen. Bei den ganz frühen Stücken dürfte der Boden des Beutels aus einer massiven, runden Messingplatte von etwa 8 bis 9 cm Durchmesser bestanden haben, auf die der Kunsthandwerker etwa eine bäuerliche Landschaft, als Stall, Berg, Kühe, Hag und Bäume gravierte. Durchbrochene, d.h. ausgesägte Bodenplatten kamen erst später auf. Bei all diesen Stücken sind die kräftigen Fixiernägel am Boden mit Schmuckbestandteil. – Die Dynastie der Innerrhoder Gürtler Fässler, dann aber auch Johannes Weishaupt und die Grob in Nesslau haben teilweise schon im letzten Jahrhundert angefangen, durchbrochene Bödeliplatten herzustellen. Als Sujets wurden auf dem ca. 8 cm im Durchmesser haltenden Boden stehen gelassen: Senn und Kuh, zwei Sennen, zwei Saumpferde, ein bis drei Kühe, eine Ziege, Sennhütten, Bäume, Besitzerzeichen und Jahrzahlen, wobei die freien Partien mit allerlei Blumen- und Blätterwerk oder mit C-Schnörkeln angereichert sind (Abb. 3). Der Rahmen besteht aus einem Metallring und ist, wie die übrigen Ornamente, mit feinen Ziselierungen ausgestattet. Auch hier sind die Fixiernägel dem Dekor zuzuzählen. – Bei einer andern, eher jüngeren Variante dient eine verschiedenfarbige, runde Leder-

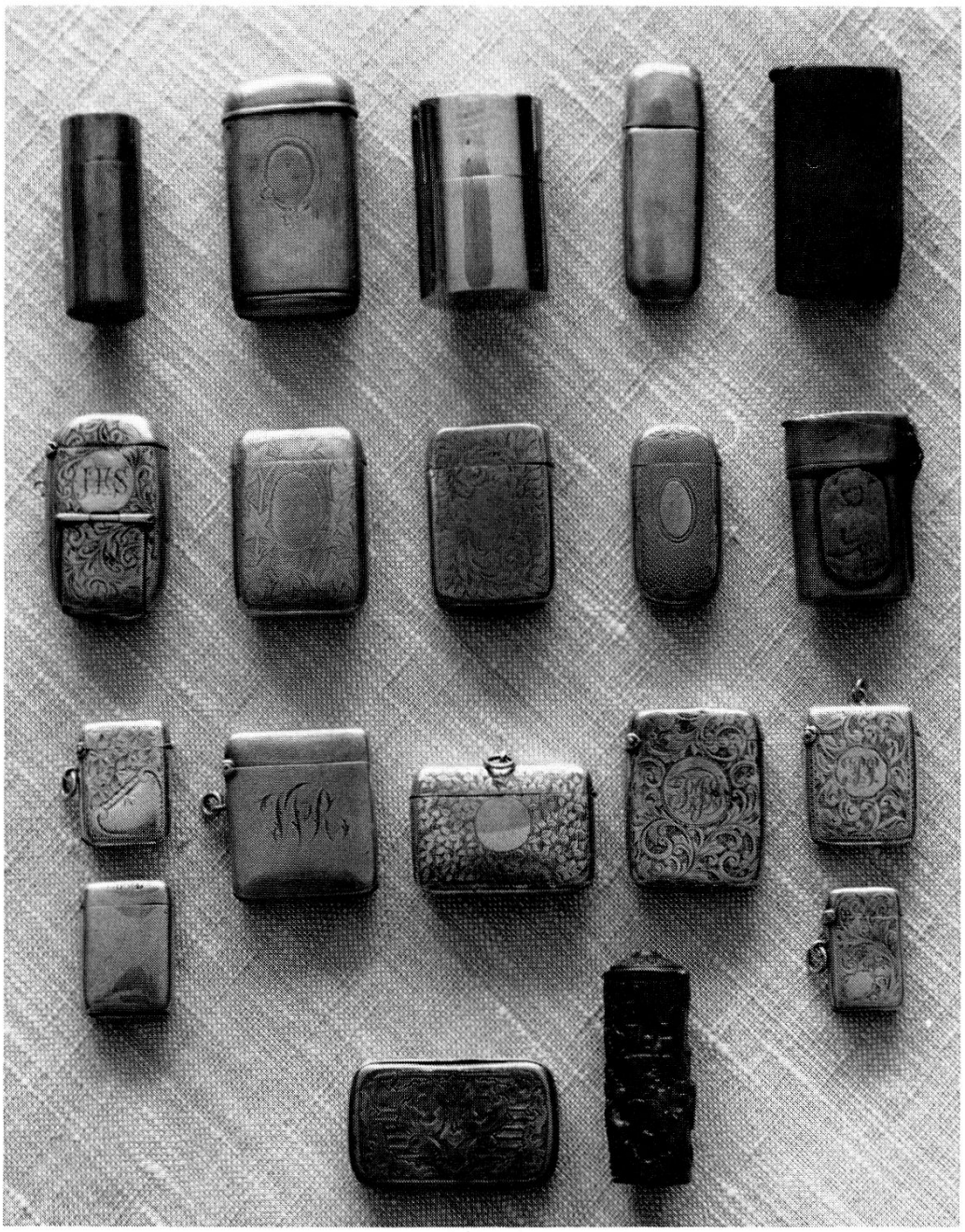

Abbildung 4
Zündholzbüchsen (Hölzliböchse) des 19. und 20. Jahrhunderts

erste Reihe (v.o.) Appenzell: Deckel meist abnehmbar; ganz rechts seltenes Stück aus Horn, sonst durchwegs aus Messing

zweite Reihe (v.o.) Schweiz: (vorab Bern und Wallis), meist mit Klappdeckel und messingversilbert

dritte Reihe (v.o.) England: Klappdeckel, meist versilbert oder aus Reinsilber, Besitzerzeichen und Anhängemöglichkeit

vierte Reihe (v.o.) Afrika und Asien

platte von ca. 8 cm Durchmesser als Beutelboden. Der fein ziselierte Messingschmuck ist hier aufmontiert. Eine oder drei Schellenkühe mit oder ohne Senn durchlaufen auf einer Basis in horizontaler Richtung von rechts nach links die runde Fläche. Zwei Lederstreifen mit weisser Zackengarnitur rahmen den Metallschmuck. Ein gleicher Streifen durchzieht auch die Mittelachse der Kreisfläche in vertikaler Richtung vom Rand bis zu den Horizontalbändern. Der Beutel selber besteht hier etwa aus Ziegenleder. Diese Stücke wurden vorab in den Werkstätten der Meister Grob in Nesslau und Reinhard Müller in Teufen hergestellt. In Innerrhoden sind sie eher selten anzutreffen. – Als vierter Beuteltyp wäre noch derjenige zu erwähnen, der eine spitzovale Form aufweist, in Appenzell aber praktisch nicht vertreten ist. Auch hier ist der Dekor aus dem Messing herausgesägt. Das Milieu der dem Beutel angeglichenen Platte zeigt Motive aus dem Sennenleben. Oft wird die Platte mit Sprüchen in Blockschrift umrandet. Bei einem ganz schönen Stück hat der Meister sogar einen wohl gelungenen Versuch von Perspektive unternommen. Einfachere Exemplare wiederum zeigen als Dekor nur Besitzerinitialen und zwei schreitende Kühe auf einer Basis. Es ist nicht zu leugnen, dass gerade bei dieser Art von Beuteln ganz besonders schöne und elegante Stücke vorkommen, die schon fast das Attribut Kunstwerk verdienen.

Der Pfeifenstier wird vom Senn in freien Stunden meist selbst gedreht (Abb. 3). Er besteht aus einem 2 mm dicken und etwa 10 cm langen Messingnagel, der an seinem oberen Ende einen Griff in Form kunstvoll gedrehter Spiralen trägt und der bei der Alpfahrt aussen am Hosensack baumelt. Die Gesamtlänge dieses sonderbaren Pfeifenputzers reicht bis zu 17 cm.
Über die Herkunft des Wortes hört man verschiedene Meinungen. Abzulehnen ist die Ansicht, der Begriff Pfeifenstier habe etwas mit den Hörnern oder gar mit dem Geschlechtsteil des Stiers zu tun. Mit Professor Dr. Stefan Sonderegger bin ich der Meinung, dass folgende Deutung die richtige ist. Das Wort ist bei Titus Tobler Seite 45 belegt «Der Pfîffastîer, der Pfeifenräumer», allerdings ohne Erklärung. Eine Verbindung mit dem Tiernamen Stier kommt nicht oder doch nur ganz nebenbei in Frage. Die mundartliche Form für Stier lautet Hägi oder Muni (älter sogar Farr, Pfarr, so noch in Flurnamen, vgl. Sonderegger, Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell, Frauenfeld 1958, Seite 4; zu Hägi vgl. Titus Tobler Seite 260 Hegi «Zuchtstier» allerdings nur für das Hinterland belegt), während nach Ausweis von Titus Tobler Seite 408 schon damals veraltetes mda. Stier, m. bei den Hirten der Name einer Kuh ist, die wenig Milch gibt. In dieser Annahme werden wir durch die Angaben im Schweiz. Idiotikon, Bd. XI, Frauenfeld 1952, Sp. 1211 bestärkt, wo der Ausdruck Pfifestier für ein relativ wei-

tes Gebiet der Nordostschweiz bis Graubünden belegt ist und auf stirren «stossen, stochern» zurückgeführt wird, allerdings unter Anlehnung an Stier (dies dürfte aber nur sekundär sein). Dabei käme aber unserer Meinung nach eher ein Bezug zu den Hörnern des Stiers als zu den Geschlechtsteilen in Frage. Man vergleiche etwa die Redewendung «den Stier an den Hörnern nehmen».

D'Äschemattle (Abb. 3). Auch bezüglich dieses Begriffes bestehen im Volk verschiedene Meinungen, wobei der Name für dieses typisch appenzellische Raucherutensil, die Aschenbüchse, eher nur auf dem Land verwendet wird. Im Dorf hört man meist den Ausdruck Fidibus. Viele wollen den zweiten Teil des Wortes, also «Mattle» von «Matt» herleiten, was schriftdeutsch Magd bedeutet (Titus Tobler Seite 309). So würde also «d'Äschemattle» jederzeit bereitstehen, wie eine dienende Magd. Dabei ist aber unklar, wie aus «Matt» «Mattle» werden konnte. Mit Dr. Stefan Sonderegger bin ich anderer Meinung.
Eine schlagende Parallele befindet sich bei Leo Jutz, Vorarlbergisches Wörterbuch, Bd. I, Wien 1955. Sp. 133/134 «Aschenmagdalena, -matlẽ f. = Aschenbüchse, doch etwas grösser als diese» (Aschenbüchse wird definiert als «Aschenschale für Raucher»), während sonst diese Bildung in den süddeutschen Wörterbüchern wie auch im schweiz. Idiotikon nicht belegt ist. Dagegen gibt es Fälle, wo der appenzellische Wortschatz einen östlichen Anschluss zu erkennen gibt. Wir glauben deshalb, dass die Vermutung auf einen Zusammenhang mit Magdalena die richtige Erklärung ist, denn für diesen Namen vermittelt auch das Schweiz. Idiotikon, Bd. IV, Frauenfeld 1901, Sp. 118 ausdrücklich die appenzellischen Formen Mattelẽ, Mattlẽ (vgl. auch Titus Tobler S. 309 Mattlẽh u.ä.). Wie dies volkskundlich zu erklären ist, vermögen wir allerdings nur vermutungsweise zu sagen: Es kann mit der dienenden Funktion der Hl. Maria Magdalena zusammenhängen oder aber mit dieser Heiligen als der Büsserin (in christlicher Zeit wurde den Büssern Asche aufs Haupt gestreut, vgl. Handbuch des dt. Aberglaubens, Bd. I. Berlin/Leipzig 1922. Sp. 613.), endlich wäre auch an eine Verbindung zum Attribut der Heiligen, dem Salbentopf zu denken, wenn sich dies auch ikonographisch nachweisen liesse.

Die Zündholzfabrikation und der Tabakanbau in Appenzell

Eine appenzellische Rauchergeschichte wäre unvollständig, wenn nicht auch die Zündholzfabrikation und der Tabakanbau erwähnt würden. Beide Erwerbszweige erfreuten sich allerdings nur eines kurzen und wenig erfolgreichen Daseins. Mitte der 1880er Jahre erbaute Anton Josef Dörig «Ackeler» im Gebiete Forren-Unterrain eine kleine Zündholzfabrik. Sie existierte aber nur etwas mehr als ein Jahr. Am

10. Mai 1886, einem Montag, abends gegen halb neun Uhr, flog das Fabriklein samt Inhalt in die Luft. Wegen des hochexplosiven Materials nützte der Einsatz der Feuerwehr wenig. Das Gebäude brannte innert kurzer Frist bis auf die Grundmauern nieder. Es wurde dann allerdings wieder aufgebaut, aber nicht mehr der Zündholzfabrikation zugeführt. Aus war der Traum von einem innerrhodischen «Kreugerimperium». Am 5. Mai 1894 starb Anton Josef Dörig, der erste und einzige innerrhodische Zündholzfabrikant. Sein Abgang geschah allerdings weniger dramatisch als der seines berühmten Kollegen Iva Kreuger, der 1932 in Paris nach dem Zusammenbruch seines Weltimperiums durch Selbstmord (?) aus dem Leben schied.
Nicht viel erfolgreicher gestaltete sich der in den Jahren 1881–1883 auf drei Riedbrachen betriebene *Tabakanbau*. Am 9. Oktober 1881 schlossen sich 48 Mitglieder zu einem Tabak- und Gemüsebauverein zusammen. Gleichzeitig wurde der Beschluss gefasst, drei Riedbrachen zu pachten. Auf den Spätherbst wurden die Böden hergerichtet und die Bepflanzung vorgenommen. Die sich recht gut entwickelnden Pflanzfelder wurden aber im Sommer 1882 durch einen Hagelschlag derart verwüstet, dass sich die Mehrheit der Mitglieder entschloss, das Projekt wieder aufzugeben. Immerhin kam es im September 1882 im «Hoferbad» noch zu einer Produktenausstellung. Da diese befriedigend verlief und in der Presse Anerkennung fand, obsiegte der Antrag des Aktuars Adolf Fässler, die Sache weiter zu verfolgen. Ob noch eine zweite Anpflanzung erfolgte, ist nicht bekannt. Das defizitäre Ergebnis des ersten Betriebsjahres und die ablehnende Haltung der Standeskommission um staatliche Unterstützung lassen eher den Schluss zu, dass das Projekt schon 1882 endgültig aufgegeben oder doch nur noch stark reduziert weitergeführt wurde. Im Jahre 1883 hören wir auf jeden Fall nichts mehr von dem mit viel Optimismus ins Leben gerufenen Unternehmen. Hingegen soll sich noch in diesem Jahrhundert ein Pater im Kapuzinerkloster Appenzell mit dem Tabakanbau für den Hausbedarf befasst haben. Nur sehr engagierte Raucher hätten sich aber mit dieser «harten Droge» befreunden können.

Fortsetzung auf der nächsten Seite

In einer Vitrine des Heimatmuseums auf dem Rathaus in Appenzell finden sich drei Zeugen aus der kurzen Episode innerrhodischer Tabakerzeugung: ein Tabakschneider, eine Vorrichtung aus Holz, in der die Zigarren geformt wurden und schliesslich ein Kistchen mit 64 Zigarren und dem

«Attest

Die in diesem Kistchen befindlichen 64 Zigarren sind verfertigt von H. Adolf Fässler-Broger in Appenzell. Die dazu verwendeten Tabakblätter sind vom hiesigen Tabak- und Gemüsebauverein gepflanzt und in Appenzell gewachsen, was hiermit amtlich bezeugt wird.

Appenzell, den 7. Juli 1892

Namens der Landeskanzlei:

Der Landschreiber F. Peterer-Schläpfer.»

Verwendete Quellen:

Appenzeller Kalender, 1943 + 1948, Trogen

Innerrhoder Geschichtsfreund, 1957, hrg. vom Historischen Verein, Appenzell

Signer Jakob, Appenzellische Geschichtsblätter, 1939 ff., Beilage zum «Appenzeller Volksfreund», Appenzell

Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz, Zürich 1837

Oskar Geiger, Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des landwirtschaftlichen Vereins AI, Appenzell (1906)

Rusch Carl, Der appenzell-innerrhodische Trachtenschmuck, Appenzell 1974

Der grosse Brockhaus

Div. mündliche Informationen